Der Tod des Liberos

Von Jürgen Werner
Illustrationen
Heinz Edelmann

Am meisten wird sich wohl der Libero selbst über diese Ausführungen wundern; am wenigsten wird er sie verstehen wollen. Das Spiel mit dem Fußball scheint ihm die Hauptsache zu sein, und seine Bewunderer und Verehrer bestärken ihn in diesem Glauben jede Woche neu durch ihre treue Zuneigung, ihr rhythmisches Klatschen, aber auch ihre hysterischen Auslassungen, wenn einmal nicht alles nach ihrem Willen läuft. Sein Tun ist das Treiben eines Getriebenen, gehetzt von den Kehlen einer brüllenden, vergnügungssüchtigen Meute. Sein Wirken, glaubt er, ist Dienst am Volk, an der Masse und soll dieser das geben, nach sie verlangt. Er ist Profi – und nichts sonst. Nichts sonst?

Seit Jahren schon schreibt der Libero, der freie Mann, Wort für Wort, Satz für Satz Kulturgeschichte und kann es doch eigentlich nicht wahrnehmen. Seit einiger Zeit liefert er ein klassisches Lehrstück für das sogenannte wirkliche Leben und erinnert uns in seinem Auftreten, wie aus der Ferne grüßend, an verlorene, kaum mehr erkennbare Ideale. Der Libero, er ist mehr als nur ein ballverliebter Virtuose, ein Alleskönner und Polyhistor auf dem Spielfeld; er weckt unser schlechtes Gewissen, das quälende Bewußtsein einer gedankenarmen, mit sich selbst unglücklichen Zeit, die ihre Eroberer des Nutzlosen, Phantasten und Schwärmer zugunsten von Expertentum und Sicherheitsparolen ins geschichtliche Abseits hat laufen lassen. Viel lastet auf ihm, ganze Kübel voller Wünsche, Sehnsüchte und Hoffnungen sind über ihn ausgegossen worden, und er muß höllisch aufpassen, daß sie ihn nicht auch noch erdrücken. Denn er ist ein seltsames und seltenes Fossil in unseren Tagen, stets bedroht vom Aussterben – wenn er denn nicht schon längst verschwunden ist und nur die leere Hülle seines Namens zurückgelassen hat.

Das, was der freie Mann, gewitzt und kreativ, ordnend und fast allgegenwärtig, in einer Fußballmannschaft darstellen soll, dieses Amt repräsentierten einst – man verzeihe den abrupten Sprung ins richtige Leben – Leute vom Schlage eines Leonardo, Leibniz, Goethe oder Hegel. Sie brachten Geistesordnung in den chaotischen Krämerladen des Wissens, waren die Spielmacher, die Initiatoren genialer Gedankenkombinationen und die Spielverderber von Aberglauben und dunklen Winkelzügen des Verstandes. Sie sicherten das Leben vor der zersetzenden Begriffslosigkeit, vor der Erfahrung, keine Erfahrung mehr machen zu können, weil die Worte fehlen. Und sie hatten Freude an der Revolution, an allem Neuen, was irgend nur verheißungsvoll klang. Sie waren vielseitig, wenngleich auch einseitig genug, sich nicht im Unbestimmten zu verlieren. Sie haßten das Fachgelehrtentum, liebten aber ebensowenig den Dilettantismus im schlechtesten Wortsinn.

„Empörend!" höre ich ihn schon aufschreien, den Kulturpuristen: daß ich es gewagt habe, diese Herget, Augenthaler, Bruns, und wie die Liberos (oder besser, klassisch lateinisch: liberi?) unserer deutschen Bundesliga alle heißen, in einem Atemzuge zu nennen mit dem letzten Universalisten. Was haben sie schon unmittelbar miteinander zu schaffen, Geistesheroen und Fußballhelden? – Ich muß gestehen, ich weiß es auch nicht. Sehr wenig vermutlich. Aber ein solcher direkter Vergleich soll ja auch nicht des Gedankens springender Punkt sein. Vielmehr will ich von einem Erstaunen berichten, einem Erschrecken gar: Daß nämlich so etwas wie Ordnung, Vielseitigkeit und Risikofreude offenbar, wenn überhaupt, nur noch in dem Mikrokosmos des Fußballstadions möglich ist, während der Makrokosmos unserer Welt in immer unübersichtlichere Einzelteile zerbröselt, über die wir Menschen den Überblick längst verloren haben; wiewohl es doch diese tugendhaften Eigenschaften früher auch außerhalb der Sportarenen gegeben zu haben scheint.

Der Libero wird somit zur Metapher für jene Menschen, die sich vom Reglement unserer technisierten Welt, von Spezialisierung, Phantasielosigkeit und Passivität, allgemeiner: von den Formen unserer selbstverschuldeten Unmündigkeit nicht haben beirren lassen, weshalb sie sich auch gegen Festlegungen vehement wehren. Ob linker Flügel oder rechtes Mittelfeld – der Libero erscheint meist dort, wo man ihn am wenigsten vermutet. – Bevor wir uns allerdings im Spekulieren verlieren, kehren wir nochmals auf den festen Antäusboden der geschichtlichen Tatsachen zurück, dorthin, wo sich unser an Fakten gewöhnter Geist so sehr wohl fühlt: auf die Spielwiese des Fußballs.

Es gilt nämlich als ausgemacht, daß der Libero eine Erscheinung der siebziger Jahre gewesen ist. Die westeuropäischen Studentenunruhen hatten damals gerade ihren Höhepunkt überschritten; und der Minirock degradierte den Protest gegen veraltete Traditionen zur aufreizenden Mode. Die Reformwilligkeit mancher deutscher Politiker schien noch weithin ungebrochen; und erstmals setzten auch abenteuerlustige Menschen ihren Fuß auf den Boden eines fremden Gestirns. In dieser aufgewühlten Zeit also, als die optimistische Fortschrittsideologie jedem, ob er es hören wollte oder

Anstoß: Beckenbauer oder Die Geburtsstunde eines genialen Gedankens

cht, ihr „Packen wir's an!" in Ohren blies, da faßte sich auch begnadeter Fußballspieler na-ns Franz Beckenbauer ein rz. Mit allen bisher bekannten geln der Taktik wagte er zu bre-en, verzichtete auf Gesetze und fteleien wohlmeinender Fuß-ll-Oberlehrer und kreierte diese lle des freien Mannes, die er iter bis zur unwiderstehlichen rfektion beherrschte.

Dabei hatte er gar nichts Groß-iges geleistet; wie jede Revolu-n begann auch diese unbedeu-d, unscheinbar, ja geradezu bstverständlich. Nichts anderes eine leichte, kaum merkliche deutungsverschiebung – und in Gestalt dieses Liberos fanden hetischer Reiz und effektives iel auf glückliche Weise wieder einander. Das war nicht immer Denn ursprünglich sollte der ero nur das übertriebene Si-eitsbedürfnis ängstlicher ita-nischer Fußballtrainer befriedi-n. Helenio Herrera war einer ser Antihelden, die die schwe-bse Freiheit des Spiels einem amen Zweck unterordneten. cht mehr nur vier, nein, fünf rteidiger, dazu einer, der – weil Manndeckung enthoben – die hler der anderen auszubügeln mochte: Allein der Gedanke die Destruktivität dieser wahr-t vollkommenen Aufstellung ßte auch dem letzten angriffs-ligen Spieler den Mumm aus kostbaren Knochen nehmen. s Wort „Catenaccio" – so hieß se lebensfeindliche Taktik – ßen wir früher mit einer Mi-ung aus Verachtung und stummer Bewunderung ob der Vollendung dieser Spielweise auf der Zunge zergehen.

Die Idee des Liberos paßte sich anfänglich in die sterile, schematische, auf Rückzug und Defensive bedachte Spielpraxis ebenso ein, wie auch das Leben, nüchtern und kalt, sich immer mehr anschickte, aufkeimende Spontaneität im Ansatz zu ersticken. Schon der Name „Libero" wirkte wie beißender Hohn. In der Vorstellung des freien Mannes auf dem Spielfeld feierte der Zynismus schäbige Triumphe. Um der Sicherheit der Manndeckung (ein merkwürdig frivoler Ausdruck) willen wurde da eine Position geschaffen, die im Namen der Freiheit den Fußball erbarmungslos knechtete. Eingezwängt in ein System, das lieber 0:0 gewinnt als 3:3 verliert, machte auch der Libero von den zerstörerischen Fähigkeiten seiner Freiheit maßlos Gebrauch und seinem Namen allerhand Unehre.

Erst dieser Beckenbauer, wahrhaft ein Rastelli auf dem Rasen, befreite den freien Mann zu sich selbst. Wo andere sich abmühten, den widerspenstigen Ball unter den Willen ihrer Füße zu zwingen, verkörperte er, leicht und unbeschwert, was es heißen könnte, daß Fußball Artistik ist. Durch ihn erhielt die Frage nach dem Libero nun eine neue, überraschende Variante: Sie war plötzlich nicht mehr das Problem eines bestimmten Systems, sondern eine Charakterangelegenheit.

Der Libero wurde zum Inbegriff der Freude an der Freiheit und des Wohlgefallens am Spiel, der brillanten Vielseitigkeit und des trotzigen Muts zum Risiko. Gemessen an ihm, waren alle anderen Akteure fußballspielende Fachidioten und Spezialisten.

Zweifellos, jener Beckenbauer hatte etwas an sich, das er nicht mit vielen zu teilen vermochte; da war nicht einer wie er. „Spielerpersönlichkeit" heißt das wohl im Jargon, und das Volk, für solche raren Delikatessen durchaus sensibel, verehrte ihn als „Kaiser". In dieser Anrede versammelte sich alles: Respekt und devote Unterwürfigkeit, verstecktes Aufbegehren und manche geheime Sehnsucht. Als er schließlich gehen mußte und aus den Reihen seiner Gesellschaft gestoßen wurde, weil er sich einmal ganz menschlich betragen hatte, ging der Stern eines neuen Mythos am Fußball-Horizont auf: Der Libero ist tot; es lebe die Idee des Liberos.

Sie avancierte zum künftigen Maßstab. Viele versuchten, ihr zu entsprechen. Kaum weniger als zwanzig hat der Deutsche Fußball-Bund für sein Aushängeschild, seine Eliteauswahl inzwischen ausprobiert, gewogen und für zu leicht befunden. Ratlosigkeit allenthalben: Soll er denn wirklich nicht mehr existieren, gar gestorben sein und sich selbst nur noch in der blassen Hülle einer Idee zurückgelassen haben? Ist seine Zeit etwa vorüber; ist er obsolet geworden? Oder sind wir – Nietzsche läßt grüßen – zu früh gekommen, um kulturpessimistische Klagelieder anzustimmen? Man bemerke wohl: Seit selbst im Fußball, diesem Asylum ignorantiae, Repräsentanten von der Art des Liberos, Tausendsasas, die auf allen Positionen spielen, die alles können, alle narren, die – befreit von der Arbeit der Manndeckung – Muße zur Spielgestaltung besitzen, nicht mehr allzu häufig anzutreffen sind, ist dringend Anlaß zu der Vermutung gegeben, daß wir in unserem Leben überhaupt das Gespür für Eigenschaften wie Vielseitigkeit und Risikobereitschaft verloren haben. Wodurch?

Angefangen hat es wohl mit einem der griechischen Sophisten, jener begabten Redner und Erzieher, die zu Perikles' Zeiten auf den Marktplätzen der Polis über alles mögliche mit jedem Beliebigen debattierten. Platon mochte sie nicht, weil ihm ihre Kunst nicht Seelenführung, sondern Seelenfang war, bloße Wortverdrehung und Spiegelfechterei. Einem dieser Leute jedenfalls, Hippias von Elis, haben wir es zu verdanken, daß die sich gebildet dünkende Welt den Spezialisten und einseitigen Fachmann ein wenig mit einem verächtlichen Naserümpfen bedenkt. Hippias nämlich brüstete sich einst in Olympia, sich auf jede handwerkliche Fähigkeit zu verstehen und alles, was er an sich trage, Kleider, Schuhe, Gürtel und Siegelring selbst hergestellt zu haben. Nebenbei lehrte er (gegen hohe Honorare freilich) noch herrlich tiefsinnig Kunst, Malerei, Plastik und war wohlbewandert in Arithmetik, Geometrie, Astrono-

Angriff: Goethe oder Der Faust sitzt ihm im Nacken

mie, Grammatik, Rhetorik, Dialektik und Musik. Hippias, so verspricht es die Überlieferung, ist der erste enzyklopädisch gebildete Mensch gewesen. Ein Gelehrter? Gewiß; aber nicht einer von der Sorte der Stubenphilosophen und Künstler des Elfenbeinturms, sondern einer, der – um heute gebräuchliche Redeweisen zu verwenden – Theorie und Praxis in glückliche Übereinkunft brachte.

Wegen dieser Universalität bewunderten ihn seine Zeitgenossen, und es gelang ihm etwas, wovon mancher nicht einmal zu träumen wagt: Seine Wissensgebiete, mit denen er Handel trieb, sind zur Quelle und Grundlage für die sogenannten „artes liberales", die freien Künste, für das Lehrsystem der spätantiken und mittelalterlichen Fakultät geworden. Freilich, das Odium des etwas Unseriösen, Läppischen haben sie auch weiterhin behalten. Als bloße Vorstufe zur Philosophie, später dann zum Universitätsstudium überhaupt, taugten die freien Künste nicht zum Geldverdienen. Verkehrte Welt? Womit in diesen Tagen so mancher seine Spezialausbildung bestreitet, mit den Fakten und Erhebungen der Geometrie und Arithmetik, das soll damals nur brotlose Kunst gewesen sein? Und die Philosophie, in unserem Zeitalter zu den Luxusgütern des akademischen Supermarktes zählend, eine Königin der Wissenschaften?

Lassen wir uns doch nicht blenden: Artes liberales hießen ehemals jene Studien, die eines freien Mannes würdig sind. In ihnen leistete sich der Scholar und angehende Studiosus zwar augenscheinlich Überflüssiges, de facto jedoch erhielt er durch sie so etwas wie eine Fundamentalordnung des Geistes, ein Setzkästlein, in das hinein er die schillernden Erscheinungen seiner vielgestaltigen Welt zu sortieren lernte. Gerade das, was sich nicht vorgesetzten Zwecken zuordnen ließ, leistete unschätzbare Dienste. Der in den freien Künsten gebildete Mensch stolzierte in der Tat souverän durch den Garten des Menschlichen; Wissensgüter und Lebensklugheit hatten sich noch nicht voneinander getrennt.

Wohlmeinende Zöglinge dieses historisch-aufgeklärten Jahrhunderts werden einwenden, daß eine solche Betrachtungsweise erstens die Zeiten der Vergangenheit idealisiere und zweitens solche Historien weniger von Nutzen denn von Nachteil für das Leben seien. Freilich, ich bekenne, ohne Spezialkenntnisse vorgegangen zu sein, habe manches verzeichnet und vieles übertrieben, weil ich glaube, nur so könne es noch dem Leben nützen. Denn das ist doch die Krankheit, an der unser Zeitalter leidet: Wir sind lebensuntauglich geworden, weil wir von den Wissenschaften erdrückt werden. Wir haben zwar ungeheuer an Einsichten gewonnen, aber das Leben fast verloren. Wir sind in der Lage, Fragen zu stellen, die einem Thomas von Aquin, dem Doctor universalis des Mittelalters, die Sprache verschlagen, ihn maßlos überfordert hätten, und

DER TOD DES LIBEROS

brauchten uns dabei nicht einmal sonderlich anzustrengen. Aber wir konfrontieren uns eben auch selbst mit Problemen (List der Vernunft?), denen wir in keiner Weise gewachsen zu sein scheinen. Der Garten des Menschlichen ist zum Irrgarten geworden. Es belasten uns Dinge – nichts Fremdes, nein, unsere eigenen Geistesfrüchte –, mit denen wir kaum noch fertig werden, die ungenießbar geworden sind. Versammelte man einmal das Tatsachenwissen aller vergangenen Epochen, es käme sich häßlich und unbedeutend vor angesichts der Erkenntnisfülle unseres Zeitalters. Indes, ein solcher Vergleich würde aus einem Grunde scheitern: Uns fehlte das Auge, um noch ermessen zu können, wieviel mehr sich auf dem stündlich wachsenden Faktenhaufen angesammelt hat. Wir kommen mit unseren Entdeckungen nicht mehr mit und haben den Überblick längst verloren. Das Ordnungsgefüge unseres Verstandes vermochte dem Druck, der durch die ständig neuen Einzelheiten kontinuierlich zunimmt, nicht mehr standzuhalten und zersplitterte. Schon der große Leibniz, sicherlich keiner von den Fachgelehrten, sondern ein vielgeschäftiger, vielseitiger und liberaler Philosoph, ein philosophischer Libero sozusagen, dessen Vater allein sich über seinen wahren Charakter täuschte, als er behauptete, der Kerl tauge zu nichts als zum Schildwachestehen – dieser Leibniz also klagte über die schier unermeßliche Breite des menschlichen Wissens: „Der Apparat der heutigen Gelehrsamkeit scheint mir einem sehr großen Kaufladen vergleichbar zu sein, der zwar mit aller Vielfalt von Waren eingerichtet, aber gänzlich durcheinander und in Unordnung ist, weil alle Gegenstände miteinander vermischt sind, weil keine Nummern angebracht sind oder Buchstaben eines Verzeichnisses, weil jede Inventarliste und alle Rechnungsbücher fehlen, aus denen man einiges Licht schöpfen könnte. Eine je größere Masse die zusammengetragenen Dinge dort bilden, desto geringer wird ihr Nutzen sein. Deshalb muß man sich nicht nur darum bemühen, von überall her neue Waren herbeizuschaffen, sondern man muß sich Mühe geben, die, die man schon besitzt, richtig zu ordnen."

Solche Ordnungskräfte brachte zum letzten Mal der deutsche Idealismus im beginnenden neunzehnten Jahrhundert auf. Seine Versuche, das Rattern der Dampfmaschine, das Klappern englischer Webstühle und den Luftballon eines gewissen Montgolfier mit den Bildungstraditionen des Abendlandes zu vermitteln, scheiterten jedoch kläglich. Als ob der alternde Geist noch einmal überstrapaziert worden wäre, kollabierten unmittelbar nach Hegels Tod die Weltsysteme reihenweise. Man spottete der spekulativen Vernunft und kokettierte mit dem

Abseits: Hegel oder Der Weltgeist tummelt sich in der Geschichte

phorismus, begeisterte sich an en industriellen Ausgeburten der mpirischen Wissenschaften und erzettelte sich mit dem Einzel- en. Kierkegaard, Feuerbach, irner: sie alle waren Meister – leister indes nur ihres Faches. Ver auch wollte dieses Krebsge- chwür an Errungenschaften noch urchdringen; wer war noch fä- ig, die Zauberformel für das, was e Welt im Innersten zusammen- ält, zu sprechen? Seither gleicht nsere Welt einem Anekdoten- onvolut, das auf einen Erzählfa- en zu spinnen wir die Phantasie erloren haben. Es fehlen – mit je- em scharfen, einfühlsamen Zeit- itiker und Schriftsteller Musil u sagen – die Ordnungsbegriffe es Lebens.

Wenn aber das große Ganze für en Menschen zum dunklen Rät- el wird, beginnt er – was soll er in iner Hilflosigkeit denn auch an- tun? –, sich auf die Tugen- en des kleinen Teils zu besinnen. er Spezialist, von manchem lei- er als Krämerseele und kleinka- erter Tatsachengläubiger ver- annt, erlebt seine weltgeschichtli- he Geburtsstunde. In seinem Ge- et fühlt er sich zu Hause, da acht ihm niemand so leicht et- as vor. Hier kann der Mensch ieder auf- und durchatmen, weiß sich geborgen und sicher. Nie- and wird von ihm mehr fordern, s er geben kann. Und mag die nze Welt aus den Fugen geraten atürlich ist das nur wieder eine se Karikatur), solange in dem scheidenen Schrebergarten sei- s Wirkungskreises der Kopfsa- noch dort wächst, wo er ihn angepflanzt hat – was soll es ihn größer kümmern?

Auf dem Fußballfeld, um unseren Ausgangspunkt nicht ganz aus den Augen zu verlieren, ist der Spezialist das passende Gegenüber zum Libero. Er ist Dribbelkünstler auf seinem rechten Flügel, Mittelstürmer oder Mittelläufer, wie eine ältere Sportlergeneration sagte. Von seinem Metier versteht er viel, doch wenn es darauf ankommt, lange, raumöffnende Pässe zu schlagen (so drückt man sich doch aus?), statt schnörkelreich die Außenlinie entlang zu eilen oder gar Tore zu schießen, kann er schon einmal versagen. Er braucht den Libero, der ihm die Ideen serviert, der ihn auf Gedanken bringt, welche er wiederum geschickt und mit der gebotenen Spezialkenntnis ausführt. Vor einigen Jahren, als unser Libero noch Beckenbauer hieß, ward der deutsche Fußball auf dem Posten des „Torjägers" oder auch „Ausputzers" mit einem recht originellen Gegenstück beschenkt. Seine besonderen Qualitäten sprachen sich sehr schnell herum und machten zu guter Letzt Wortkarriere: Seitdem dieser Mann die Nation zu Meisterehren brachte, hieß das Toreerzielen nicht mehr schnöde „schießen", sondern „müllern". Eine Boulevardzeitung kürte ihn mit dieser Sprachkreation zum Volkshelden. Tore produzieren, das können wir alle; jener Müller hingegen war ein Spezialist auf diesem Gebiete.

Und es scheint, als ob heute Volkstümlichkeit und eine bestimmte Form des Expertentums geradezu verschwägert sind. Denken wir einmal nur an Christiaan Barnard, einen gutaussehenden medizinischen Dandy, so ganz nach dem Geschmack vieler tausend Frauenherzen, einen Herzspezialisten in jeder Hinsicht. Oder an die abendlichen Quizsendungen. Jedesmal präsentiert da der bekannte Rätselmeister, glücklich über seinen exotischen Fang, irgendeinen Zeitgenossen, der sich etwa aufs Erkennen von Parfums aller Sorten und Provenienzen bestens versteht oder das staunende Publikum mit seinem Detailwissen über das Aussehen britischer Königskronen verblüfft. – „Hätten Sie's gewußt?"

Diese merkwürdige Popularität von manchen Spezialisten mag damit zusammenhängen, daß sie das Los vieler teilen (denn in seinem bürgerlichen Beruf ist der Mann mit dem trainierten Riechorgan ja auch „nur" ein ganz gewöhnlicher Fernmeldetechniker) und es dennoch geschafft haben, über ihre engen Grenzen ein wenig hinauszuschnuppern. Sie repräsentieren eine bunte Mischung aus Gewöhnlichem mit einer Prise Außergewöhnlichkeit. Sie sind mehr als Spezialisten, ganz spezielle Spezialisten sozusagen, besondere Vertreter ihrer, nein: unserer Art.

Der Spezialist ist uns also zum Schicksal geworden. Ein Spezialarzt kuriert uns von unseren Wehwehchen; mit Darlehen von Spezialbanken finanzieren wir langjährige Träume; eine weltbekannte Firma sucht per Stellenanzeige einen Spezialisten für strategische Planung... Und in der Tat, zunächst gehörte die Rede vom Spezialisten nur in die Welt der Arbeit und der Wissenschaften. Daß sie schließlich auch vom Leben Besitz ergriffen hat und darin regelrecht heimisch geworden ist (wir sind damit noch längst keine Spezialisten für das Leben geworden; im Gegenteil müßte es schon sehr wunderlich zugehen, wenn wir die Kunst zu leben nicht alsbald verlernt hätten), dies ist eine, wie es so unschuldig heißt: unbeabsichtigte Folge.

An der Maschine durfte es der Mensch mit seinem Fachwissen gleichsam erst einmal ausprobieren, Erfahrung sammeln, ob er es denn in dem Prokrustesbett seines präzise ausgegrenzten, beschränkten Blickwinkels überhaupt aushielte. Die differenzierte Arbeitsweise von Apparaten – ein Knopfdruck hier, ein geschickter Handgriff dort – bot ihm eine willkommene Möglichkeit, seine besonderen Fähigkeiten zu erlernen. Völlig neuen Anforderungen wurde er ausgesetzt, aber es zeigte sich die hohe Begabung der menschlichen Natur zur Anpassung. Der angehende Spezialist begriff schnell, worauf es ankommt; er wurde mit den maschinellen Bedürfnissen gar so sehr vertraut, daß inzwischen manch einer in seinem Verhalten diesen unermüdlichen synthetischen Produzenten erstaunlich gleicht. Störende Charaktermerkmale wie Eigenbrötelei, Ängstlichkeit oder Empfindlichkeit legte er einfach ab, als handelte es sich nur um hinderli-

Auswechslung: Leonardo oder Der Universalist auf der Reservebank

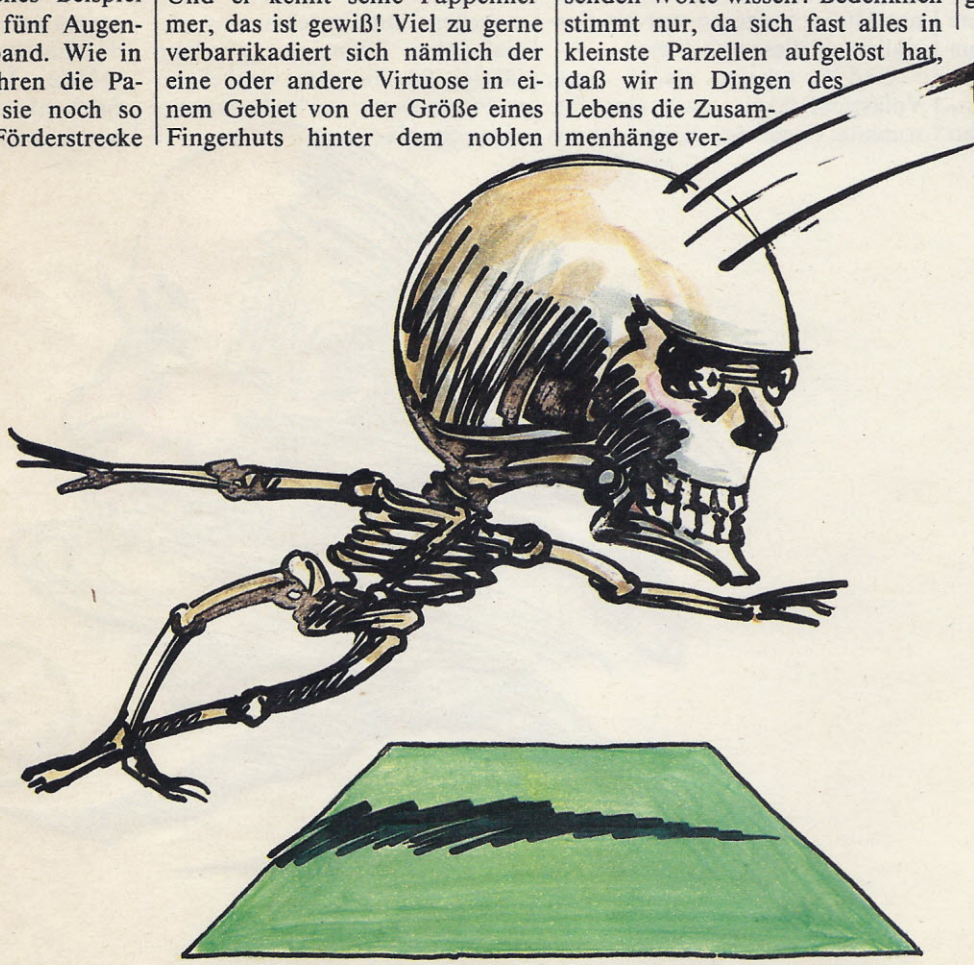
che Kleidungsstücke. Nur bemerkte er nicht in seinem Übereifer, es dem Apparat gleichzutun, daß dieser auch seine noch übriggebliebenen, wertvollen Besitztümer, seine persönlichsten Geschicklichkeiten, auf die stolz zu sein er einmal allen Grund hatte, antastete. Es existieren heute Fabriken, in denen nur noch wenige Spezialisten benötigt werden, die lediglich darauf achten, daß der Vorgang auch ohne Spezialisten reibungslos, weil maschinell abläuft.

Der Spezialist ist zum Feind seiner selbst geworden. Und die hastigen Versuche, sich mit noch selteneren Fertigkeiten vor dieser bedrohlichen Entwicklung zu schützen, verdecken nur, wie sehr zum Fachmann seine Austauschbarkeit gehört. Dabei mutet es auf den Anschein paradox an, wenn das Besondere nichts Besonderes mehr ist. Gedankenakrobatik oder philosophische Wortspielereien? Im Gegenteil; diese Wahrheit, die so nackt ist wie eine Wegschnecke, nagt erbarmungslos an den Hoffnungen vieler Arbeitssuchender. Ob nicht nur der Libero gestorben ist, sondern auch der Spezialist schon kränkelt?

Andernorts hingegen, als ob er solche Überlegungen Lügen strafen wollte, erlebt der Experte unterdessen einen neuen Aufschwung. In Moskau, um ein sehr lebendiges und frisches Beispiel zu geben, operieren fünf Augenchirurgen am Fließband. Wie in einer Fabrikhalle fahren die Patienten (kann man sie noch so nennen?) auf einer Förderstrecke an den Ärzten vorbei, wobei jeder dieser Musterknaben des medizinisch-technischen Fortschritts – Gipfel des Spezialismus – immer denselben, einen Handgriff anzuwenden hat.

Erlauben wir uns an dieser Stelle einen flüchtigen Seitenblick wenigstens auf jene Kategorie der Sicherheit, mit der der Spezialist nicht mehr nur flirtet, sondern längst eine feste Liaison eingegangen ist. Das ist doch das Markenzeichen des Fachmanns: daß er es in dem babylonischen Narrenhaus, in den Beliebigkeiten und Zweifelsfällen seiner Welt nicht mehr ausgehalten und sich in empirische Fakten, mathematisch Beweisbares, kurz: in leicht Überschaubares geflüchtet hat. „Daran erkenn' ich den gelehrten Herrn! / Was ihr nicht tastet, steht euch meilenfern, / Was ihr nicht faßt, das fehlt euch ganz und gar, / Was ihr nicht rechnet, glaubt ihr, sei nicht wahr, / Was ihr nicht wägt, hat für euch kein Gewicht, / Was ihr nicht münzt, das, meint ihr, gelte nicht." Also sprach selbst der ehrwürdige Mephistopheles und vermochte seine giftigen Pfeile des Spotts kaum mehr zurückzuhalten. Was wundert's indes, soll er – „des Menschen Tätigkeit kann allzuleicht erschlaffen" – ihn doch vor der bedrükkenden Seichtigkeit eines erfahrungsarmen Lebens bewahren. Und er kennt seine Pappenheimer, das ist gewiß! Viel zu gerne verbarrikadiert sich nämlich der eine oder andere Virtuose in einem Gebiet von der Größe eines Fingerhuts hinter dem noblen Wahlspruch „Safety first". Nur: Viel Neues, gar Verborgenes wird dieser Zeitgenosse nicht enthüllen, wenn er nicht zumindest bereit ist, über dessen Rand ein wenig hinauszublicken. Der wahre Spezialist jedoch liebt die Dekkung (das hat er mit dem zaghaften Fußballtrainer gemeinsam), er sucht nach Vorschriften und findet sie in den eingeschliffenen Bahnen seiner Arbeitsmethoden ebenso wie in dem pünktlich geregelten Ablauf seiner Freizeit. Seine Neugierde gibt er lieblos an der Garderobe vor dem Eingang in die Welt des Lebens ab. Er verkriecht sich ins Organisatorische, ins Schematische, in die Pseudoordnung des Betriebsmäßigen, wie es schulsoziologisch so schön heißt.

Der Spezialist ist kompetent. In dem quadratmillimetergroßen Feld eines ungeheuren Ackers weit verstreuter Fakten kennt er den kleinsten Maulwurfshügel. Nur bei der Wanderung schon über grenznahe Gebiete stolpert er halb blind und unsicher stochernd durch die Gegend. Freilich wäre man ein Narr, wenn man gleich jedes Problem, jede Gewissensnot gar, die ein wenig abseits liegt, selbst lösen wollte. Wozu haben wir denn die sogenannten Fachleute, wenn nicht zur Entlastung von Seelenqualen, für deren Gründe wir nicht einmal die passenden Worte wissen? Bedenklich stimmt nur, da sich fast alles in kleinste Parzellen aufgelöst hat, daß wir in Dingen des Lebens die Zusammenhänge verlieren. Sollen wir denn das Zähne putzen und die Ewigkeit, die Le bensversicherung und die Lieb gleichermaßen den Experte überlassen? Was frage ich noc naiv? Wir haben es längst getar Dieselben Leute, die tagsüber i ihren Labors an neuen Formel experimentieren, verkaufen dan abends mit dem Prädikat „kl nisch getestet" den Vorteil fr schen Atems und strahlend weiße Zähne als Voraussetzung für da Glück gelungener menschliche Beziehungen. Der Spezialist is zur allmächtigen Glaubensautor tät avanciert; und kaum eine Äu ßerung gilt noch etwas, wenn si sich nicht mit irgendeinem Zita irgendeiner anerkannten Größ zu schmücken weiß: „Der wissen schaftliche Mensch ist heute ein ganz unvermeidliche Sache; ma kann nicht nicht wissen wollen Und zu keiner Zeit ist der Unter schied zwischen der Erfahr ei nes Fachmanns und der eine Laien so groß gewesen wie in de jetzigen. An dem Können eine Masseurs oder eines Klavierspie lers merkt es jeder; man schick heute kein Pferd mehr ohne be sondere Vorbereitung auf di Rennbahn. Bloß in den Frage des Menschseins glaubt sich noc jeder zur Entscheidung berufen." (Robert Musil, Der Mann ohn Eigenschaften). Zwischen der Ab hängigkeit von bloßen Meinun gen und tatsächlichen Wahrwor ten zermürbt – we soll hier noch rech unterscheiden? – ist der Mensch de gegenwärtigen Zeit



Abpfiff: Sport ist Mord oder Der Libero hat sich überlebt

ters im Beurteilen mutlos gewor-
en. Wer wagt es noch, über sei-
en engen Gesichtskreis hinaus,
öhlich zu behaupten, ohne daß
nicht fürchten müßte, anma-
end Kompetenzen überschritten
haben? Wen beschleicht nicht
hon ein unangenehmes Gefühl
on Dilettantismus, wenn er auch
ur zur Wahlurne schreitet? Wo
istiert der freie Mann, dessen
een noch wirkliche Lebenskraft
newohnt, die seine beschränkte
bjektivität oder seine subjektive
eschränktheit überschreitet?

Es hat sich im Deutschen ein
ort Hausrecht erstritten, das sei-
em Klang zufolge an diese Tu-
enden fatal erinnert: Freizeit.
och in ihr verträumen, um nicht
sagen: verschlafen wir Speziali-
en unsere Möglichkeiten, indem
ir sie nach dem Muster der
erktätigkeit gestalten. Freizeit
nur die Fortsetzung der Arbeit
nderen Mitteln. Oder soll
an die Organisation dessen, was
ne sich auf Aristoteles berufende
radition noch guten Gewissens
luße zu nennen vermochte, an-
ers begreifen können? Wie ist es
verstehen, daß eine Unzahl
ch erst aus einer jüngst ins Pro-
amm gesetzten Fernsehsendung
nleitung für das Wochenende,
so dafür holt, wie man am ge-
hicktesten die gerade gewonne-
Zeit wieder totschlägt? „Zeit-
rtreib" heißt jenes absurde Tun
rräterisch: Da riskiert man es
ch schon einmal, daß das Ver-
nügen zum Streß entartet, will
an doch die Angebotsfülle –
nst lohnte es sich kaum – nicht
genutzt (deutlicher: zweckfrei) verstreichen lassen. Ist freie Zeit wirklich so gefährlich, daß derselbe Zeitgenosse, der nach ihrer Ausweitung ständig ruft, sich umgekehrt ihrer dann nicht anders zu erwehren weiß, als sie wie Ungeziefer zu vertreiben oder gar totzuschlagen? Merkwürdig doppelsinnig nimmt sich in diesem irrationalen Gewirr von versteckten Wünschen und geheimen Ängsten auch die Rolle des Liberos auf dem Fußballfeld aus. Als Profi nämlich erleichtert er Woche für Woche des unseligen Zeitmörders Geschäft; als vermutlich letzter Repräsentant seiner Art dagegen verweist er ungewollt auf eine immer noch geltende Bestimmung des Menschen, wonach dieser, einem geglückten Ausdruck Herders zufolge, der „erste Freigelassene der Schöpfung" ist.

Alles schön und gut – aber ist es auch wahr, was bisher unbekümmert über die Verschiedenheit von Spezialist und Libero behauptet worden ist? Besitzt nicht, so gesehen, der vom Alpdruck des Fachmännischen freie Libero einen Zwillingsbruder, der ihm zum Verwechseln ähnlich sieht? Schrecklich zu sagen: erinnert nicht diese vom Experten offenbar so ferne Gestalt aufdringlich an den – Generalisten, an jenen vereinfachenden Allesversöhner und delegierenden Nichtstuer, der jede Kritik die Spitze und jedem Widerspruch die Schärfe nimmt? Angesichts der unerträglichen Nähe dieser Verwandtschaft scheint selbst der Libero in Deckung gehen zu müssen.

DER TOD DES LIBEROS

Der Schein trügt. Seine Trumpfkarte hat der freie Mann noch gar nicht ausgespielt und bis zuletzt zurückgehalten. Denn in Wahrheit ist der Libero – anders als der Generalist – selbst ein Spezialist. – Doch halt! Wir wollen die feinen Unterschiede nicht gleich wieder verwischen, die ihn vom Spezialisten unverwechselbar abheben. Das sei auch weiterhin ferne: daß der Libero unmittelbar nur ein Fachmann ist. Aber er trägt dessen Seele in sich; zu ihm gehört die selbstbewußte Einseitigkeit, ohne die wirklich Großes nie zu leisten wäre. Der Libero hat den Spezialisten in sich aufgehoben. – Wo allerdings gibt es diesen Libero, wo trifft man ihn noch an?

Wenn schon nicht mehr im wirklichen Leben, so wenigstens in jener synthetischen Welt des Profifußballs, auf dem saftigen Grün des Stadionrasens, sollte man meinen. Hier werden die Augenthalter, Bruns und Herget noch „Libero" genannt, und sie versuchen diese Position mit jenem Geist zu erfüllen, der einst dem Libero einen Hauch von Genialität verlieh. Freilich vermögen auch sie in ihrem angestrengten Tun nicht zu verbergen, daß sich das Zeitalter des (man möchte fast schon sagen: klassischen) Liberos überlebt hat. An einem neuen taktischen Raffinement, der sogenannten Raumdeckung, soll es zugrundegegangen sein, wissen die Experten. Könnte nicht umgekehrt diese Variante, die die Spielfläche in ein Koordinatensystem von Sicherheitszonen zergliedert, nur die Folge von dem sein, als dessen Ursache sie sich ausgibt? Muß nicht das Aussterben des Liberos notgedrungen zu solchen Verlegenheiten führen?

Wieder ist es jener Franz Beckenbauer gewesen, der – allerdings nicht mehr als Akteur auf dem Spielfeld, sondern als trainierender Vordenker, „Teamchef" genannt – der deutschen Fußball-Misere auf die Beine half. Gewitzt drehte er die Erkenntnis, der Libero sei ein aufgehobener Spezialist, einfach um: Wenn schon keine Charaktere mehr von der Art des Liberos zu existieren scheinen, muß wenigstens die Spielstruktur so ausgenutzt werden, daß der Gedanke des Liberos erhalten bleibt. Heute fungiert daher jeder dieser Experten der Fußballkunst in der Arena als so etwas wie ein freier Mann. Der Spezialist ist der aufgehobene Libero. Denn die wohldefinierte und fixierte Position eines Außenstürmers, eines linken Verteidigers oder Mittelfeldspielers ist aufgegeben worden zugunsten eines schwer durchschaubaren Systems ständig wechselnder Rollen. Der Außenstürmer, gerade hat er noch eine präzise Flanke seinem Kollegen zugespielt, entpuppt sich plötzlich als Außenverteidiger; und der spielgestaltende Mittelfeldregisseur offenbart sich in Wahrheit (aber was hieße hier noch „in Wahrheit"?) als gefährlicher Torschütze. Jede Position relativiert sich durch eine andere. Der Libero ist tot, – doch die Idee des Liberos triumphiert. ○

Abgabe: Der Spezialist am Mikrofon oder Wer kommentiert, hat leicht lachen